

NICK HORNBY

**Weniger reden
und öfter mal
in die Badewanne**

Mein Leben als Leser

Aus dem Englischen von
Ingo Herzke

Kiepenheuer
& Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2015

Titel der Originalausgabe: *More baths less talking*

© 2012 Nick Hornby

All rights reserved

Die Kolumnen sind zwischen Mai 2010 und
Dezember 2011 im *Believer* erschienen.

Aus dem Englischen von Ingo Herzke

© 2015, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf
in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm
oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Sigrid Estrada

Gesetzt aus der Sabon und der Frutiger Next

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04429-4

Einleitung

Dies ist die dritte auf Deutsch erscheinende Sammlung von Kolumnen des preisgekrönten englischen Romanciers, Drehbuchschriftstellers, Journalisten und Kritikers Nick Hornby aus der amerikanischen Literaturzeitschrift *The Believer*. Sie enthält Hornbys Lesetagebuch aus anderthalb Jahren, das in der Zeitschrift regelmäßig unter der Überschrift »Zeug, das ich gelesen habe« erscheint. Die Kolumne beginnt immer gleich: Hornby listet die Bücher auf, die er im vorangegangenen Monat gekauft hat, danach die Bücher, die er gelesen hat. Erfahrene Leser, vertraut mit den Unwägbarkeiten des Buchsammlerlebens, können sich wahrscheinlich denken, dass es in fast keinem Monat Überschneidungen zwischen den beiden Listen gibt.

Hornbys Berichte bieten einen überraschenden, anregenden und witzigen Einblick in die Weite eines zutiefst toleranten und wohlmeinenden Intellekts. Hornbys Lektüre ist breit gefächert, seine Neugier ist unnachahmlich menschenfreundlich, gelegentlich aber auch sarkastisch. Die Essays dieses Bandes führen die Leser zu großartigen Büchern aller Genres und Epochen, von verstaubt bis poppig, sie stellen womöglich übersehene, abgelehnte oder auch schlicht gekaufte und dann im Stapel anderer Bücher vergessene Werke vor.

Wer *Weniger reden* ... in seine eigene Liste der gelesenen Bücher einreicht, erneuert damit seine Leseenergie, um so den nächsten Stapel unbezwungener Taschenbücher anzugehen, und erwirbt gleichzeitig eine tolerantere Haltung gegenüber dem Anwachsen solcher Stapel.

Mai

Gekaufte Bücher

Austerity Britain, 1945–51 –
David Kynaston

Rost – Philipp Meyer

*Puzzled People: A study in Popular
Attitudes to Religion, Ethics,
Progress and Politics in a London
Borough, Prepared for the Ethical
Union* – Mass Observation

The British Worker –
Ferdynand Zweig

Gelesene Bücher

Austerity Britain, 1945–51 –
David Kynaston (ein Drittel)

Rote Zukunft – Francis Spufford

Rost – Philipp Meyer

Es ist nicht leicht, nach Hause zurückzukehren, wenn man draußen in der Welt gescheitert ist. Als ich diese Seiten 2008 für beendet erklärte, war meine Einstellung in etwa: »Lebt wohl, ihr Nerds und Loser! Ich habe so einiges vor – Dinge ausprobieren, die Welt sehen, Leute treffen!« Na gut. Was will man machen, wenn sich die Leute nicht treffen lassen wollen? Ich bin nun zu einem jener jämmerlichen modernen Phänome geworden, von dem Sie vielleicht schon gelesen haben: ein Bumerang-Kind – ein Kind, das hochoberhöhenes Hauptes aus dem Haus stolziert (typischerweise mit gestrecktem Mittelfinger), sich ein paar Jahre lang mit einem schlechten Job bei einer Zeitschrift oder einer Bank durchschlägt und dann mit eingeknicktem Schwanz zurückkommt, um sein Kinderzimmer wieder zu beziehen und sich zu wundern, wieso seine Eltern sich samstagsabends so gut amüsieren.

»Was soll man als Elternteil tun?«, jammert der Autor eines (für mich jedenfalls) erschreckenden Artikels zu ebendiesem Thema auf der Webseite eHow.com. »Es fällt schwer, die eigenen Kinder fortzuschicken. Eltern sollten ihnen in dieser Situation begreifen helfen, dass sie jetzt selbst erwachsen sind und die Regeln sich geändert haben.« Zu den neuen Regeln sollte unter anderem gehören, heißt es da weiter, dass die Kinder Miete bezahlen und Hygieneartikel und andere Kleinigkeiten des täglichen Bedarfs selbst kaufen. Ich bin ziemlich sicher, dass ich mich bei Hygienekleinigkeiten durchsetzen werde, sollte es zum Äußersten kommen. Es ist ziemlich heiß hier in den Believer Towers, und ich vermute, dass der *Polysyllabic Spree* – die 115 Menschen mit müden Augen, aber duftenden Leibern, die diese Zeitschrift herausgeben – viel eher einknickt als ich. Trotzdem. So hatte ich mir das eigentlich nicht vorgestellt, als ich wegging: dass ich achtzehn Monate später für Gratisdeo wieder hier arbeiten würde. Besonders erniedrigend ist in meinem Fall, dass ich im Gegensatz zu den meisten Bumerang-Kindern deutlich älter bin als diejenigen, die mich wieder aufgenommen haben. Die Leute vom *Believer* sind zwar auch nicht mehr so jung, wie sie mal waren, aber dennoch.

Ich habe beschlossen, meinem Ärger Luft zu machen, indem ich mich mit einer Reihe von Büchern beschäftige, die, so hoffe ich, die Leserschaft dieser Zeitschrift keinen Deut interessieren werden. David Kynastons hervorragendes Werk *Austerity Britain* ist über sechshundert Seiten dick und beschäftigt sich mit nur sechs Jahren (1945–51) im Leben meines Landes. Der zweite Band der Serie – *Family Britain, 1951–57* – ist bereits veröffentlicht, und darauf werde ich mich als Nächstes stürzen; Kynaston will

uns bis zur Wahl Margaret Thatchers im Jahr 1979 führen, und ich warne Sie jetzt schon, dass ich vorhabe, jedes einzelne Wort davon zu lesen und mich ausgiebig in dieser Kolumne darüber zu verbreiten.

Ich habe noch nicht mal ein Drittel von *Austerity Britain* gelesen, aber das reicht, um es als ein Hauptwerk der Sozialgeschichte zu erkennen: süffig, herausragend recherchiert, informativ und fesselnd. Zum Teil beruht Kynastons triumphale Leistung auf seiner ungeheuren Fähigkeit, sämtliche zur Verfügung stehenden Materialien zu verarbeiten und zu ordnen: Manchmal gewinnt man den Eindruck, er habe jeden im betreffenden Zeitraum geschriebenen Roman gelesen sowie jede Autobiografie, ob sie nun von einem Mitglied der Labour-Nachkriegsregierung stammte oder von einem Mitglied der englischen Nachkriegs-Cricketmannschaft. (Auf Seite 199 meiner Taschenbuchausgabe zitiert er den ehemaligen stellvertretenden Vorsitzenden der Labour Party, Roy Hattersley, den Rolling-Stones-Bassisten Bill Wyman und die Kochbuchautorin Elizabeth David, alle zum Thema des ungewöhnlich kalten Winters 1947.) Und selbstredend hat er jede Radio- sendung gehört und jede Zeitung durchforstet.

Kynaston erzielt damit eine außerordentliche Wirkung: Großbritannien ändert sich von Monat zu Monat, wie ein Kind, und am Ende hat man das Gefühl, dass jeder Mensch die Gelegenheit haben sollte, ein so gutes Buch über sein eigenes Land zu lesen. Ich bin aber froh, dass es noch nicht jeder Mensch in Großbritannien gelesen hat (obwohl es sich ziemlich gut verkauft), denn man kann Anekdoten daraus klauen und sie als seine eigenen ausgeben. Eine meiner Lieblingsstellen bisher ist der Bericht des Regisseurs David Lean darüber, wie er seinen Film *Begegnung* in ei-

nem Kino in Rochester in Kent einem hartgesottenen Publikum präsentierte, hauptsächlich Seeleute und Arbeiter aus der Werft von Chatham. »Bei der ersten Liebesszene fing eine Frau in den vorderen Reihen an zu lachen. Das werde ich nie vergessen. Bei der zweiten Szene lachte sie noch mehr. Davon ließ sich das ganze Publikum anstecken, die Leute warteten nur auf ihr Lachen, um alle einzustimmen, und am Ende war es der reinste Zirkus. Die Leute lagen johlend unter den Sitzen.« *Begegnung* ist in Großbritannien äußerst beliebt, und oft holen Leute ihn hervor und wedeln damit herum, wenn sie zeigen wollen, wie sehr wir uns als Nation verändert und was wir verloren haben: In der guten alten Zeit haben wir unsere Sprache ebenso wie unsere Gefühle besser beherrscht, sind verheiratet geblieben und nicht bei erstbestener Gelegenheit aus den Kleidern gesprungen usw. Wir sind anscheinend von der unerschütterlichen Gewissheit befallen, dass wir so viel mehr wissen als die Leute vor uns, in vor-ironischer Zeit, und deshalb macht es sowohl klüger als auch demütiger, wenn man erfährt, dass schon Hafendarbeiter aus Rochester vor einem halben Jahrhundert keine Satire-Webseite brauchten, um zu wissen, wann sie sich totlachen sollen.

Das beste Material gewinnt Kynaston aus dem britischen »Mass-Observation«-Projekt, das von den späten 30er-Jahren bis Mitte der 60er lief. Die Gründer von MO – der Anthropologe Tom Harrisson, der Dichter Charles Madge, der Filmemacher Humphrey Jennings und viele andere (sogar der kolossale und kolossal kluge Literaturkritiker William Empson wirkte an irgendeiner Stelle mit) – gewannen fünfhundert Freiwillige, die für sie Tagebuch führten und Fragebögen ausfüllten, und die Ergebnisse sind ein unübertroffenes Dokument dessen, was der

Krieg und seine Nachwirkungen für den normalen Briten bedeutete. Sicher, es waren auch eigenwillige Charaktere beteiligt: Henry St. John, ein Beamter aus Bristol, verzeichnete penibel jede Gelegenheit zur Selbstbefriedigung, wann immer sie sich bot. Ein Besuch im Londoner Windmill Theatre, berühmt für seine nackten *tableaux vivants*, regt ihn zu folgender Beobachtung an: »Ich zögerte die Masturbation hinaus, bis wieder eine nackte Nebenfigur von vorn zu sehen war, der etwas Stoff zwischen den bloßen Brüsten herabhing.« Am Tag nach Hiroshima besucht Henry eine öffentliche Toilette im Nordosten, »um zu schauen, ob ich nicht angesichts der Wandzeichnungen masturbieren könnte«. Man kann ja über das Internet sagen, was man will, aber für eine bestimmte Sorte unterbeschäftigter Männer ist das Leben einfacher und hygienischer geworden.

Es geht aber natürlich nicht nur ums Wichsen. *Austerity Britain* beschreibt die mentale Verfassung eines rampolierten und bankrotten Landes und seine Versuche, sich wieder aufzurichten; es geht um Lebensmittelrationen und Stadtplanung, um Wohnraum und Kultur, um Sozialismus und Aufstieg, und das Buch vergisst keine Sekunde, dass die vielen (vor allem grauen und braunen) Steinchen zusammen ein riesengroßes Mosaik unserer kleinen, belagerten Insel ergeben. Wenn Sie Prosa lesen oder schreiben, dann freut es Sie vielleicht zu sehen, wie Kynaston sich auf zeitgenössische Literatur stützt, um seiner Darstellung Farbe und Authentizität zu verleihen. Es heißt immer, dass allzu zeitgebundene Romane nicht von Dauer seien; aber was taucht sonst so tief in das Denken und Fühlen einer bestimmten Epoche ein? Ich vermute, in fünfzig oder hundert Jahren werden wir uns kaum dafür interessieren, was

jemand im Jahr 2015 über den amerikanischen Bürgerkrieg zu schreiben hatte. Ich will Ihnen nicht die Laune verderben, wenn Sie gerade den letzten Absatz eines 700-Seiten-Epos über Gettysburg schreiben – ich bin überzeugt, Sie werden jede Menge Preise gewinnen und dergleichen. Aber das war's dann auch.

Es war ein Monat, in dem ich an unwahrscheinlichen Stellen Lesefreude gefunden habe, und David Kynaston möge mir verzeihen, dass ich mich vorher gefragt habe, ob ein dickes Sachbuch mit dem Wort »Austerität« im Titel Spaß machen würde. Francis Spuffords Roman *Rote Zukunft* behandelt Nikita Chruschtschows Planwirtschaft und enthält den Satz (zugegebenerweise in den ausführlichen Fußnoten am Ende) »die Multiplikatoren, von denen Kantorowitschs Lösung der Optimierungsprobleme abhing«, und er ist großartig. Sicher, das Lesen gestattet einem auch eine Portion Selbstgefälligkeit – »Seht mich an! Ich lese ein Buch über Engpässe in der sowjetischen Gummindustrie Anfang der 60er-Jahre, und ich liebe es!« Aber ehrlich gesagt sind solche Gedanken völlig fehl am Platz und werden Spufford absolut nicht gerecht, denn er hat es geschafft, das womöglich trostloseste Ausgangsmaterial aller Zeiten in ein unglaublich kluges, überraschend fesselndes und zutiefst exzentrisches Buch zu verwandeln, eine Hammer-und-Sichel-Version von Robert Altmans *Nashville* mit Zentralkomitee anstelle von Countrymusik. (Aus *Rote Zukunft* ließe sich wahrscheinlich ein wunderbarer Film machen, aber ich überlasse es anderen, diesen Vorschlag einem Hollywoodstudio zu unterbreiten, das dafür zahlen soll.) Spufford bietet ein großartiges Ensemble auf, eine Mischung aus realen und fiktiven Figuren, und zeigt in Hunderten von Vignetten, wie sich Chruschtschows eh-

renwerte Kampagne, seinen hungrigen und unterdrückten Landsleuten genug von dem zu geben, nach dem sie verlangten, auf das Leben von Ökonomen, Landwirten, Politikern, Schwarzmarkthändlern und sogar von Lohnschreibern auswirkte. (Es gab natürlich auch nur Lohnschreiber, denn man schrieb, was einem vorgeschrieben wurde.)

Francis Spuffords Name ist in dieser Kolumne schon einmal gefallen: *The Child That Books Built* ist sein brillantes Erinnerungsbuch darüber, was wir lesen, wenn wir jung sind, und warum. Und ich bin zwar nicht der Einzige, der ihn für einen der originellsten Köpfe der zeitgenössischen Literatur hält, aber wir sind eindeutig zu wenige. Daran ist zum Teil seine geradezu perverse Themenwahl schuld – außer *Rote Zukunft* und den Lesememoiren hat er Bücher über Eis und englische Tüftler und Erfinder geschrieben –, aber am Ende ist man immer überzeugt, dass das verstaubte Thema seiner Wahl so mannigfaltig nachhaltig, wie man es nie geahnt hätte. Eins seiner Themen in diesem Buch ist die schiere Geisteskraft, die für das erstaunliche Experiment namens Sowjetkommunismus benötigt wurde; wir wissen inzwischen, dass das Experiment scheiterte, aber alle Aspekte von Angebot und Nachfrage kontrollieren zu wollen ist auch sehr viel komplizierter, als sich einfach zurückzulehnen und alles vom Markt regeln zu lassen. Wie sich zeigt, braucht man dafür Genie. Für Konzeption, Recherche und Verfassen dieses außerordentlichen Romans war nicht ganz so viel vonnöten, aber das liegt nur daran, dass geniale Romane nicht ganz so viel brauchen wie geniale Wirtschaftssysteme. Ganz im Ernst.

Vor ungefähr einem Jahr wählten mein Mitherausgeber und ich eine Kurzgeschichte von Philipp Meyer für eine Anthologie aus. (Die Sammlung erschien tatsächlich.

Einer der vielen Pläne zum Geldverdienen, die in den letzten achtzehn Monaten kein Geld einbrachten. Kurzgeschichten von jungen, größtenteils unbekanntem amerikanischen Autoren! Veröffentlicht nur in Großbritannien! Was konnte da schon schiefgehen? Nichts im Grunde. Darum vermute ich auch, dass ich übers Ohr gehauen wurde und mein Mitherausgeber irgendwo in Florida Kokain schnupft und Rennpferde kauft.) Diese Kurzgeschichte war ziemlich gut, und als ich dann eine ziemlich ekstatische Rezension von Meyers erstem Roman *Rost* las, und das ausgerechnet im *Economist*, da ... na ja, ich würde gern wichtigtuerisch sagen, ich habe nicht eher geruht, bis ich das Buch endlich in den Händen hielt, wie ein unerbittlicher bibliophiler Detektiv, aber wir wissen ja alle, dass es heutzutage nur etwa zwei Sekunden dauert, ein Buch aufzutreiben.

Meine Ausgabe von *Rost* schmückt sich mit lobenden Zitaten von Patricia Cornwell und Colm Tóibín, was den Roman schon ganz gut einordnet: *Rost* ist eins der seltenen Bücher, das dem Leser nicht nur ein bedeutendes Thema bietet – das lange, langsame Sterben der amerikanischen Arbeiterklasse –, sondern auch einen packenden Plot, der uns mitten ins Thema hineinkatapultiert. Isaac und Poe, Anfang zwanzig, planen beide die Flucht aus ihrer kaputten Heimatstadt in Pennsylvania, die hauptsächlich aus verfallenden Stahlwerken besteht (das Buch schreit eigentlich auch noch nach einem Klappen-Zitat von Springsteen). Isaac ist klug und will auf eine Uni in Kalifornien; Poe hat ein Sportstipendium angeboten bekommen, ist aber zu planlos, es anzunehmen. Und dann tötet Isaac jemanden, und alles geht den Bach runter.

Diesem Buch fehlt nichts, soweit ich das beurteilen

kann; es gibt nichts, was Meyer nicht könnte. Seine Charaktere sind wundervoll gezeichnet und unvergesslich – nicht nur Isaac und Poe, sondern auch die Schwestern und Eltern und die Polizeichefs, und sogar die Nebenfiguren, die Dickens'schen Herumtreiber und Kleinkriminellen, denen Isaac auf seiner Flucht aus Pennsylvania begegnet. Die Handlung ist so gebaut, dass allerlei delikate moralische Komplikationen entstehen, was jedoch dem kummervollen, wahrhaft empathischen Kern des Romans keinen Abbruch tut. Und anders als die meisten Romandebütanten weiß Meyer, dass wir alle sterben werden und dass wir vorher alle unser Leben irgendwie vermässeln werden. So. Ich hoffe, jetzt kaufen Sie alle das Buch.

Sie müssen zugeben: Wenn ich drei so gute Bücher direkt nacheinander lese, dann gebührt mir schon die größte Anerkennung. Sicher, ich weiß das handwerkliche Können zu schätzen, mit dem diese Bücher verfasst wurden, die Recherche, die Liebe, die Geduld, die Fantasie, das ungeheure Talent – so wie ich auch das handwerkliche Können zu schätzen weiß, mit dem ein vollkommen runder Fußball liebevoll von Hand genäht wird. Aber bei allem Respekt für Kynaston, Spufford und Meyer, es ist doch der Leser, der wirklich zählt und der den Ball ins Netz haut. Er schießt, er trifft. Drei Mal. Ein Hattrick, und das in der ersten Kolumne nach dem Comeback! Er kann es noch!

Juni

Gekaufte Bücher

Die große Welt – Colum McCann

Die Besessenen: Abenteuer mit russischen Büchern und ihren Lesern – Elif Batuman

Nudge: Wie man kluge Entscheidungen anstößt – Richard H. Thaler, Cass R. Sunstein

Retter der Welt – John Wray

Lonelyhearts: The Screwball World of Nathanael West and Eileen McKenney – Marion Meade

Gelesene Bücher

Der Rest von Austerity Britain, 1945–51 – David Kynaston

Just Kids – Patti Smith

Die Besessenen: Abenteuer mit russischen Büchern und ihren Lesern – Elif Batuman

Fishing in Utopia: Sweden and the Future that Disappeared – Andrew Brown

Ein Teil von *Puzzled People: A study in Popular Attitudes to Religion, Ethics, Progress and Politics in a London Borough, Prepared for the Ethical Union* – Mass Observation

Im letzten Monat war ich also bei der Oscar-Verleihung. Und zwar als *Nominierter*, wie ich betonen möchte (kursiv und unterstrichen), nicht bloß als irgendein Loser, obwohl ich das gemeinerweise im Lauf der Veranstaltung wurde, und zwar infolge des archaischen und ganz bestimmt korrupten Abstimmungsprozesses der Academy. Und nun besteht meine Aufgabe darin, die Erwähnung dieser Tatsache in meiner Kolumne übers Lesen irgendwie relevant klingen zu lassen und nicht bloß willkürlich und selbstgefällig. Ich glaube, ich kann das schaffen: Mir ist aufgefallen, dass man so ziemlich jedes Buch, das ich in den letzten Wochen gelesen habe, als Antithese zu den Oscars bezeich-

nen kann. *Austerity Britain*? Da liegt es auf der Hand. Die beiden Worte im Titel stehen in direktem Gegensatz zu allem, was in der Preisverleihungssaison in Hollywood passiert. Man wird auch kaum einen Schauspielagenten in der Lobby des Chateau Marmont dabei erwischen, wie er Andrew Browns nachdenkliches, gelegentlich schmerzliches Buch über seine komplizierte Beziehung zum Land Schweden liest; Elif Batumans *Die Besessenen: Abenteuer mit russischen Büchern und ihren Lesern* ist von Menschen bevölkert, die ihr ganzes Leben lang eher über, sagen wir, die Erzählungen von Isaac Babel nachdenken als über Jennifer Anistons Karriere. (Ich will damit nicht sagen, dass eine geistige Beschäftigung der anderen überlegen ist, nur dass sie sich unterscheiden, vielleicht gar diametral gegenüberstehen.) Und selbst Patti Smiths Memoiren, die voller Stars und Glamour sein könnten, handeln ebenso sehr von Genet und Blake wie von Rock 'n' Roll und sind von einer Zielstrebigkeit und Authentizität, die selbst dem Independent-Kino abgeht. Ach ja, und überhaupt nichts Fiktionales ist dabei, das muss doch auch etwas zu bedeuten haben, oder? Will man die Verderbnis abwehren, gibt es sicher kein besseres Mittel, als sich an den Swimmingpool zu setzen und ein Kapitel über die Wohnungsnot im Großbritannien der Nachkriegszeit lesen. Bei mir hat es jedenfalls funktioniert. Ich kann exklusiv enthüllen: Wenn Sie in Badehose an einem Swimmingpool in L.A. sitzen und David Kynaston lesen, lassen die Hollywood-Starlets Sie völlig kalt.

Austerity Britain zu Ende zu lesen war zweifellos meine größte Leistung in diesem Monat, sogar befriedigender, als dreieinhalb Stunden lang auf einem Plüschsessel anderen Menschen zu applaudieren, die sich kleine Statuen abho-

len. Vor einem Monat hatte ich nicht mal ein Drittel des Buches gelesen, doch da war bereits klar, dass die eigenwillige Breite und Tiefe von Kynastons Recherche mir mehr Freude bereiten würde, als ich erwarten durfte; auf den letzten paar Hundert Seiten brachte sie mich dann mehrmals zum Lachen. An einer Stelle zitiert Kynaston eine Presseerklärung des Vorstandsvorsitzenden der Hoover Company und fügt die hilfreiche Anmerkung hinzu, dass sie »wahrscheinlich von einer jungen Muriel Spark für ihn geschrieben wurde«. Diese Zusatzinformation macht zweifellos Freude, doch wenn man Kynaston kennt, weiß man auch um den Schmerz und die Frustration, die hinter dem Wort *wahrscheinlich* stecken: Wie viele Stunden seines Lebens, fragt man sich, hat er wohl mit dem Versuch verbracht, es zu streichen?

Während ich über die Geburtsstunde unseres National Health Service las, gewann Präsident Obama gerade die Schlacht um die Ausweitung der öffentlichen Gesundheitsversorgung in den USA; da ist es heilsam, den Erinnerungen der Ärzte zu lauschen, die in jenen ersten Tagen Briten aus der Arbeiterschicht behandelten. »Ich kann auf jeden Fall sagen, dass in den ersten sechs Monaten nach dem Beginn des NHS am 5. Juli 1948 bestimmt zwanzig oder dreißig Frauen mit den unglaublichsten gynäkologischen Beschwerden zu mir kamen – also, von diesen zwanzig oder dreißig war es bei mindestens zehn zu einem vollständigen Gebärmuttervorfall gekommen, und sie mussten das Organ mit einer Handtuchbinde im Körper halten, so als trügen sie eine große Windel.« Etwa acht Millionen kostenfreie Brillen wurden im ersten Jahr ausgegeben, dazu zahllose dritte Zähne. Es war nicht so, dass die Menschen ohne kostenfreie Gesundheitsversorgung starben; ihre Le-

bensqualität war aber unglaublich und unnötig niedrig. Vor dem NHS stolperten wir halb blind durch die Welt, konnten nicht kauen und wickelten uns in riesige selbst gemachte Windeln; ist es möglich, dass es den Armen im Amerika des 21. Jahrhunderts ebenso geht? Zwei der markantesten Looks der Rockszene stammten übrigens vom NHS. John Lennons Brille der Wahl war die 422 *Panto Round Oval*; Elvis Costello hingegen bevorzugte die 524 *Contour*. Haben Sie etwa geglaubt, David Kynaston hätte vergessen, die Seriennummern zu nennen? Panto Round Oval wäre übrigens ein ziemlich cooler Bandname. Bitte bedienen Sie sich, aber erwähnen Sie mich in der Danksagung.

In der Zeit, die in *Austerity Britain* beschrieben wird, waren meine Eltern Anfang zwanzig, und man begreift schnell, wieso sie und ihre Generation so ausrasteten, wenn wir als Teenager nach den einfachsten Dingen verlangten – neue Stereoanlagen, Bonanzaräder, Dreifach-LPs von *Yes*. Sie logen nicht: Sie hatten solche Sachen tatsächlich nicht, als sie jung waren. Etwa 35 Prozent aller städtischen Haushalte hatten keine fest installierte Badewanne; fast 20 Prozent hatten keine eigene Toilette. Eine der vielen Personen, deren Tagebücher Kynaston das Fundament seines Werks liefern, erzählt von ihrem Vater, der von Leicester ins über 150 Kilometer entfernte Westlondon reist, um sich das Pokalfinale von 1949 anzuschauen, was damals in etwa dem Super Bowl von heute entsprach. Aber er fuhr nicht etwa so weit, weil er eine Eintrittskarte zum Spiel hatte; er war nur eingeladen, sich das Spiel auf dem Neun-Zoll-Schwarz-Weiß-Fernseher eines Freundes anzuschauen. Für die Oscarnacht sind wir im Beverly Wiltshire abgestiegen, danke der Nachfrage. War ganz okay.

Puzzled People, das Mass-Observation-Buch aus dem Jahr 1947 über die zeitgenössische Einstellung zur Spiritualität, habe ich nicht von Anfang bis Ende gelesen. (Wie ich bereits im letzten Monat erklärt habe – passen Sie doch bitte auf –, war Mass Observation ein soziologisches Experiment, bei dem mehrere Hundert Menschen gebeten wurden, Tagebuch zu führen und gelegentlich Fragebogen auszufüllen; die Resultate stellen für Historiker wie David Kynaston eine einzigartige Informationsquelle dar.) Und man muss auch nicht alles lesen. Die indirekten Antworten auf metaphysische Fragen bieten ideales Material, wenn man daraus Lyrik destillieren möchte – und wer will das schließlich nicht? –, so wie die surrealen Protokolle des Clinton-Lewinsky-Untersuchungsausschusses vor einigen Jahren das großartige Büchlein *Poetry Under Oath* hervorgebracht haben. (»Ich weiß nicht / Ob ich das gesagt habe / Ich kann / Ich kann mich nicht erinnern / Was ich gesagt habe / Und ich erinnere mich auch nicht / Zu wem ich es gesagt habe.«) Hier zwei Gedichte, die ich zu Hause gebastelt habe:

Der Zweck Des Lebens

Da bin ich überfragt.
Ich habe keine Ahnung.

Mein Leben ist bloß Arbeit
Und Kinderkriegen.

Ich denke, wir sind alle Rädchen
Einer großen Maschine.

Was ich mich frage:
Wozu dient die Maschine?

Das wollen Sie wissen.

JESUS

Ich hätte nichts dagegen
Wie er zu sein

Aber er war zu gut.

Hat er nicht gesagt
»Ihr sollt vollkommen sein«
Oder etwas in der Art?

Also,
Das ist schlicht
Lächerlich

Fishing in Utopia habe ich mir gekauft, als ich in einen kleinen, unabhängigen und offenbar ums Überleben kämpfenden Kleinstadtbuchladen geriet und dem Inhaber unbedingt Geld zukommen lassen wollte, doch unter all den Kochbüchern und Lokalgeschichten nur schwer etwas fand, das zu lesen ich mir vorstellen konnte. Manchmal reicht ja schon die Vorstellung. Wir kaufen bestimmt alle gelegentlich Bücher, weil wir tagträumen – so ein kleines Fantasiebild davon, was für ein Mensch wir eines Tages werden könnten, wenn unser Leben anders, ruhiger, kontemplativer geworden ist, wenn all die drängenden Lesebe-